

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 13

Artikel: Base Ursula : Erzählung
Autor: Fischli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668693>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Du bist es, der klug ist, o König! und ich wage es nicht, dir zu widersprechen,“ sprach die Jungfrau.

Sie heiratete den jungen, elternlosen Mann, der, ob er auch nicht mit einem so klugen Ver-

stand begabt war, doch ein gutes und treues Herz hatte. Verbunden mit einer so klugen Frau machte er sein Glück und sie das ihre. D. J.

(Aus „La Voillée“ mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion.)

Base Ursula.

Erzählung von Albert Fischli.

Sie wohnt in einem Landstädtchen, abseits der großen Heerstraße. Stattlich ist sie von Gestalt und hat ein prächtiges Holzschnittgesicht: kräftige Hakennase, dunkle, von dichtem Brauengestrüpp überschattete Augen, darüber eine niedere Stirn mit drei tiefen Runzelgräben quer durch, furchige Wangen und unter dem breiten, eingefallenen Mund ein stark vorspringendes Kinn. Das dicke, schlicht gescheitelte Kopfhaar weist noch keinen einzigen grauen Faden auf, obschon Base Ursula die Siebzig längst überschritten hat.

Eigene Kinder sind ihr zu ihrem großen Leid-

wesen versagt geblieben. Aber in ihren besten Jahren stand sie an der Seite ihres Mannes dem sogenannten Bürgerspittel vor, einem Asyl für Waisen und einsame alte Leute. So hatte sie reichlich Gelegenheit, für andere zu schaffen und zu sorgen und war es gewohnt, die Hände von früh bis spät zu regen und keinen wachen Augenblick müßig zu sein.

Der erste schwere Schlag traf sie, als der Bürgerspittel aufgehoben wurde, denn der Zuspruch war in der letzten Zeit dermaßen zurückgegangen, daß es sich nicht mehr lohnte, den Betrieb aufrecht zu erhalten. Indessen trat bald her-



Das Ausnehmen und Einsalzen der Fische.

nach in ihrem Leben eine Wendung ein, die ihre Klagen über die verlorene Stelle verstummten ließ. Ihr Mann erlitt einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte. Beidseitig gelähmt, lag er da wie ein Stück Holz, und seine Pflege nahm während der drei Jahre des Siechtums ihre ganze Kraft in Anspruch. Aber nach seinem Tode kam dann die große Leere, kamen die schrecklich langen, unausgefüllten Tage.

Base Ursula lebt seither von einem kleinen Wohlständchen und dem Ertrag eines großen Grundstückes, das außerhalb der Stadtmauer an einem großen Hügelhang sich hinzieht. Das Reb Gelände von ehemals ist einer ausgiebigen Beerenpflanzung gewichen; ein Baumgarten liefert köstliches Tafelobst, und ein Gemüseplatz die für den Küchenbedarf nötigen Bodenfrüchte. Zuoberst steht ein Holzhäuschen. Von da eröffnet sich einem eine wunderbare Fernsicht in eine weite Landschaft mit Dörfern, waldigen Höhen und blauen Bergzügen im Hintergrund. Hier ist mein Lieblingsaufenthalt und meine Studierstube zu den vier Winden, wenn ich bei der Base zu Besuch bin.

Das geschieht jedes Jahr einmal im Frühling, wenn ich von der strengen Winterarbeit Erholung suche und mich nach Stille und Einsamkeit verlangt. Dann pack' ich das Kofferchen und reise zur Base Ursula. Und immer begibt sich dann ungefähr dasselbe. Niemals melde ich mich an. Ich weiß es aus Erfahrung: wenn ich erst frage, ob ich kommen dürfe, dann erhalt' ich in ihrer ungelenten Schnörkelschrift eine Absage. Sie sei in erbärmlichem Zustande, bettlägerig und pflegebedürftig, so daß sie mich unmöglich aufnehmen könne, so bitter leid es ihr tue. Das Leidtun ist hier einmal keine Ausrede. Das weiß ich ganz gewiß. Ich kenne meine Pappenheimerin. Ich verstehe mich auch auf ihre Krankheit. Sie ist seelischer Art; sie wurzelt im Gefühl der Nutz- und Zwecklosigkeit ihres Daseins, seit sie für keinen Mann und niemand mehr zu sorgen hat und ihre schöne Mütterlichkeit nicht mehr ausleben kann. Ihr freilich ist die wahre Ursache ihres Übels fremd. Sie bildet sich ein, hundert wirkliche Krankheiten zu haben und macht alle ihre Schmerzen durch.

Als ich in den letzten Frühlingstagen wieder bei ihr anklopfte, lag sie tief in den Kissen. Die Läden waren beinahe ganz geschlossen, um die grelle Sonne, die ihr wehtat, abzublenden. Sie

ächzte und stöhnte schwer, als ich die Tür öffnete.

„Wer ist da?“ fragte sie mit wehleidiger Stimme.

„Nur ich, der Albert.“

„Was, du bist's“, seufzte sie erschrocken, „gewiß möchtest du dableiben?“

„Ja, das möchte ich wohl.“ Und ich trat an ihr Bett. Mühsam streckte sie mir die völlig schlaffe Hand hin.

„Grüß Gott, Albert! Schön, daß du an mich gedacht hast. Aber bei mir bleiben, das kannst du nicht. Ich bin so krank, so elend, ach Gott! Ich tu's nicht mehr lang, ich spür's, es geht mit mir dem Ende zu.“

„Freilich“, sagte ich, „es geht mit Euch dem Ende zu, wie mit mir auch und allen Geschöpfen. Das liegt nun einmal in der Ordnung der Natur. Aber das eilt nicht so mit Euch. Ihr dürft Euch nur nicht gehen lassen, Euch nicht selber aufgeben. Mit gutem Willen bringt ihr's noch auf die hundert Jahre.“

„Ja, du hast gut reden, stehst da in deiner strotzenden Kraft und Gesundheit; aber ich bin eine alte, franke Frau, mag nicht mehr essen, kann nicht mehr schlafen. Es ist ein Jammer.“

„Wo fehlt es Euch denn?“ fragte ich teilnehmend.

„Ach, mein Gott, überall fehlt es mir. Der Kopf tut mir weh, der Husten plagt mich zum Erbarmen. Auf dem Magen spür' ich einen Druck, wie von einer Zentnerlast. An den Beinen hab' ich harte Knoten bis zu den Knien hinauf. Nicht zehn Schritte kann ich mehr gehen, so krieg' ich einen Schwindel, alles dreht sich um mich herum, und ich falle hin. Es tut mir ja wirklich leid; aber bei mir kannst du nicht sein. Du kannst zu Wether Arnolds gehen oder zur Tante Genoveva. Ich hab' schon für dich gefragt, im Falle du kämest, du bist dort wie hier willkommen.“

„Nein“, wehrte ich ab, „ich will zu niemand sonst als zu Euch. Den andern kann ich nicht zumuten, mich bei sich aufzunehmen. Wether Arnolds haben ihr Geschäft, Tante Genoveva hat ihre große Haushaltung, und außerdem, ihr wißt ja, vertragen wir uns nicht zum besten. Wenn ich nicht bei Euch sein kann, kehre ich am liebsten wieder um. Ist meine Kammer übrigens bereit?“

„Freilich“, stöhnte sie, „es ist mir nur arg, daß du es nicht besser triffst.“

„Ja, das tut gar nichts“, tröstete ich sie, „ich

weiß mich ins Unvermeidliche zu schicken. Ich denke, für heute will ich einmal meine sieben Sachen ablegen und da schlafen, und morgen wollen wir dann wieder sehen, nicht wahr?"

Damit nahm ich mein Kofferchen auf und schritt durch die dämmerdunkle Küche inmitten der Wohnung nach der hintern Kammer. Eine Treppe von fünf Stufen führt in den großen, niedern Raum hinauf, in dessen geweißten vier Wänden die wenigen ärmlichen Möbelstücke schier verloren gehen, links der uralte, bis zur Decke reichende Kasten mit dem dicken Schlüssel, rechts in der hintern Ecke das tannene Bett mit den rotweißgewürfelten Kölschbezügen, daneben die Kommode und vorn neben dem kleinen, tiefen, beinahe einer Schießharte zu vergleichenden Fenster der tannene Tisch mit einem weißen Linnen bedeckt und mitten drauf das weiße, irdene Waschgeschirr. Davor eine Stabell mit einem Herzausschnitt in der Rückenlehne. Über dem Bett hängt ein Haussegel als einziger Schmuck des Gelasses. Gewiß, es ist ein ganz armseliges Zimmer, ohne alle zeitgemäße Bequemlichkeit, und man muß schon die närrische Luft verspüren, wieder einmal ganz einfach und anspruchslos zu leben, um hier zu hausen. Bei Wette Arnold oder bei der Tante Genoveva hätte ich's auch ungleich behaglicher. Aber Bequemlichkeit hin und her, ich bin nun einmal nirgends so gerne wie bei der Base Ursula.

Nachdem ich ausgepackt und mich eingerichtet, die Kleider gewechselt und mich gewaschen hatte, trat ich wieder an ihr Lager. „Ich gehe wohl heut' abend ins ‚Lamm‘, um zu speisen,“ sagt ich, „wer besorgt Euch übrigens das Essen?“

„Die Nachbarsfrau, die Lene, bringt mir jeweils eine Tasse Milch oder einen Teller Suppe; ach, wenn's nicht noch gute, mitleidige Menschen gäbe, ich wäre längst in der andern Welt.“

So ging ich also ins ‚Lamm‘, wo ich mit einigen Bekannten bis spät in die Nacht zusammen saß. Vorsorglicher Weise hatte ich den Hausschlüssel mitgenommen. Um Base Ursula ja nicht im Schlafe zu stören, schlich ich mich bei meiner Zurückkunft auf den Zehenspitzen in die Kammer. Am andern Morgen, es war wieder ein sonniger Tag, stand ich zeitig vor ihrem Bette.

„Hättest du doch wenigstens am ersten Ferientag einmal gehörig ausgeschlafen,“ schallt sie mich sanft, „trägst dir auch gar keine Sorge.“

„Die Frühglocke hat mich halt geweckt, übri-

gens hab' ich ganz herrlich geruht. Und ihr habt hoffentlich eine gute Nacht gehabt. Und ich hab' Euch doch nicht gestört mit meinem späten Heimkommen?“

„Nein, nein. Wann war's denn?“

„Gegen Mitternacht. Wißt, den Wette Karl hab' ich getroffen und den Notar, und später hat sich auch noch der Wette Titus eingestellt, und der Statthalter war auch dabei. Da gab eben ein Wort das andere, und im Umsehen war die Polizeistunde da.“

„Ich mag es dir von Herzen gönnen, wenn du einen vergnügten Abend gehabt hast, hab' dich auch nicht kommen hören. Und dünkt mir



Bei den Golden und Udehesen in Ostsibirien.
Alte Goldenfrau im Kostüm aus gegerbter Fischehaut.

doch, ich hätte die ganze Nacht kein Auge zuge-tan. Der böse Husten hat mir keine Ruhe gelassen, und dann die Atemnot und diese Wangigkeit und die Schmerzen im linken Arm wie von hundert Nadeln. Und immer hab' ich auch an dich denken müssen, und daß ich dir so gar nichts bieten kann.“

„Ihr macht Euch ganz unnützen Kummer, Base. Ihr seht die Welt und das Leben zu schwarz, das ist Euer Fehler. Schaut, es ist heut' ein so schöner Morgen, darf ich nicht ein wenig Sonne hereinlassen?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete ich die Läden halb. „So“, sagt' ich dann, „und jetzt will ich die Lene in ihrem Dienst ablösen und Euch und mir einen guten Kaffee brauen. Der wird uns beiden gut tun. Ihr habt doch einen Spirituskocher?“

Sie hatte dagegen nicht viel einzuwenden. Die Milch holt' ich im Bauernhaus nebenan, bei der Bene, und beim Bäcker ein frisches Brot. Auf einem Tablett bracht' ich ihr den köstlich duftenden Kaffee ans Lager. Ich selbst nahm am Tische Platz.

„So, und nun wollen wir es uns schmecken lassen. Zu Zweit hat man doch immer mehr G'plust als allein, oder nicht?“

„Ja, ja, jahraus jahrein dieses ewige Alleinsein, man könnte dabei um den Verstand kommen,“ seufzte sie unter wiederholtem Kopfnicken und löffelte dann nicht ohne einiges Behagen an ihrem Kaffee.

„Ihr nehmt doch noch eine Tasse?“ fragte ich nach einer Weile.

„Nein“, wehrte sie ab, „ich bin mehr als satt.“

„Das heißt, daß Euch mein Gebräu nicht mundet.“

„Doch, doch,“ erwiderte sie.

„Ei, so bequemt Euch doch mir zu lieb noch zu einem Schlückchen, sonst glaub' ich's Euch nicht.“

„Du bist immer der gleiche Zwänger,“ schalt sie nicht unfreundlich, aber sie ergab sich.

„Und nun will ich das Geschirr waschen und mein Zimmer in Ordnung bringen,“ erklärte ich nach beendeter Mahlzeit.

„Ach Gott“, jammerte sie wieder, „das ist doch kein Geschäft für dich.“ Aber ich kehrte mich nicht an ihren Einspruch und führte mein Vorhaben aus.

Dann trat ich wieder an ihr Bett. „Base“, sprach ich, „ich mag heut nicht ins ‚Lamm‘. Die Gesellschaft paßt mir nicht. Ich denke, ein bescheidenes Mittagessen bringen wir schon fertig. Ihr müßt mich nur beraten. Wir könnten den Speisezettel gerade machen. Aber Ihr erlaubt doch, daß ich zuerst die Läden vollends öffne, es ist schad' um jeden Sonnenstrahl, der nicht herein kann. Was meint Ihr zu einer Erbsensuppe, Bratwürsten und Reis? Ich glaube, ich käme damit zustande. Auch ein grüner Salat wär gut dazu.“

Sie lächelte ungläubig. „Du bist mir ein schöner Koch, jawohl. Aber, was soll ich sagen? Du tust ja doch, was du willst.“

„Da könntet Ihr nicht so unrecht haben,“ gab ich zurück und machte mich auf den Weg ins Städtchen, um das Nötige einzukaufen.

Zurückgekehrt, feuerte ich den großen Kochherd an, blies und pustete; aber zu einem rich-

tigen Brand wollte es nicht langen. „Serum, wie siehst du aus, bist voll Ruß im Gesicht und an den Händen,“ rief die Base aus, als ich wieder vor ihr erschien.

„Euer Herd muß verhext sein“, schalt ich, „er will einfach kein richtiges Feuer hergeben. Habt Ihr kein Petrol?“

„Um Gottes willen“, fuhr sie auf, „nein, nein, Petrol darfst du nicht nehmen, du würdest mir das Haus überm Kopf anzünden. Wart', ich will lieber selbst nachsehen.“

„Nein doch,“ wollt' ich sie zurückhalten, „aufstehen dürft Ihr mir nicht. Lieber gehe ich ins ‚Lamm‘.“

„Setz, wo du alles zum Kochen herbeigeschafft hast,“ wandte sie ein und schlug mit einer überraschend entschiedenen Bewegung die Decke zurück. Ich entfernte mich rücksichtsvoll in die Küche, während sie sich eilfertig ankleidete.

Wieder stand ich am Herd, knüllte Zeitungen zusammen, rieb Streichhölzer an, blies, fauchte und pustete und beschwor alle guten Geister; da endlich kam die Base geschlüpft. „Zeig, laß einmal sehen,“ sagte sie überlegen. „Kein Wunder, daß es dir nicht brennen will, nicht einmal die Asche hast entfernt und viel zu viel Zeug hineingestopft und lauter grobe Scheiter.“

„Wißt, ich bin es halt nicht gewohnt, mit einem Holzherd umzugehen, daheim haben wir einen elektrischen.“

„Hab' mir's wohl gedacht,“ eiferte sie und räumte das mit Brennmaterial überfüllte Herdloch säuberlich aus, schürte mit einem Scheit die Asche weg, dann schichtete sie ein Häuflein Reisig und dünnes Holz kunstgerecht aufeinander, stellte die Wasserpfanne über, zündete ein Papier an und schob es sorgfältig unter, und im Nu loderte nun im Herd ein lustiges Feuer und verklärte mit seinem Schein der Base triumphierendes Gesicht.

„So, legt Euch nur wieder zu Bett, ich werde nun schon zurecht kommen,“ mahnte ich sie. Doch sie wollte nichts davon wissen und hielt am Herd aus, bis die Mahlzeit gar war. An diesem Tag ging sie nicht mehr unter die Decke bis zum Feierabend. Aber bei all ihrem Tun stöhnte sie noch gar bedenklich.

Am andern Morgen stand sie von selbst auf. Mein Zimmer dürft ich nun nicht mehr selbst besorgen. „Aber Base, es ist mir nicht recht, Ihr übertut Euch,“ warnte ich, „es könnt' Euch schaden.“

„Laß mich nur machen“, sprach sie, „ich tu es

gern für dich. Es ist ohnehin das letzte Mal, daß ich dich bei mir habe." Ich unterdrückte die Lust, sie daran zu erinnern, daß sie dergleichen schon letztes, vorletztes und vorvorletztes Jahr behauptet hatte, und ließ sie gewähren.

Und immer aufgelebter wurde sie nun von Tag zu Tag, immer heiterer ihr Sinn, immer rascher ihre Bewegungen, immer größer ihre Ekstase.

Nur aus ihren vier Wänden war sie nicht zu bringen. Ich aber zog an jedem blauen Morgen und Mittag hinaus in meine lustige Studierstube im Grünen.

"Bäse", sagt' ich eines schönen Tages, "wißt Ihr auch, daß Ihr auf Eurem Land die prächtigsten Rhabarberstengel habt? Man sollte sie gewinnen, sie kosten jetzt ein gutes Geld, sind sehr rar."

Das leuchtete ihr ein.

"Morgen hol' ich sie. Wollt Ihr nicht mitkommen?"

Sie besann sich und sagte weder ja noch nein.

Am andern Tag erklärte ich: "So, jetzt geh' ich hinter die Rhabarber, habt Ihr einen kleinen Wagen?"

Sie besitze nur eine alte, ausgediente Kinderkutsche. Mit dieser dürfe ich mich doch nicht zeigen, das stehe mir nicht an. Die Leute würden ja über mich lachen.

"O, das macht mir durchaus nichts aus", behauptete ich, "bin hier niemand etwas schuldig, und kümmerge mich nicht um das Gerede der Klatschweiber. Gebt den Wagen nur hervor."

"Was denkst du auch. Das duld' ich einfach nicht. Lieber will ich selbst versuchen, ob mich die Füße hinaustragen, als dich dem Gespött des Städtleins aussetzen."

"Gut, so gehen wir," lenkte ich ein.

Ich schritt voraus, und sie folgte mir langsam mit dem Wägelchen. Den Stich zu ihrem Grundstück hinauf wollte ich ihr das Fuhrwerklein abnehmen, aber sie ließ es nicht zu.

Oben angekommen, gingen wir gleich an die Arbeit. Ich riß die dicken, saftigen Stengel aus, und sie entfernte die krautigen Blätter von den Stielen. Wir hatten eine solche Freude über die reiche Ernte, daß wir beide in einen mächtigen Eifer gerieten. Ja, ich konnte der Bäse gar nicht schnell genug vorschaffen, sie war mir beständig auf den Fersen. Wir füllten den Korb des Wägelchens mit dem rötlich-grünen Gemüse bis an den Rand.

Auf dem Heimweg schlug ich ihr vor, gerade beim ersten besten Bäcker anzuklopfen und das Zeug zu verkaufen. Sie war einverstanden. Aber der Mann hatte seinen Bedarf schon gedeckt. Doch fanden wir in einem Gemüseladen einen willigen Abnehmer. Zwölf Rappen bekamen wir für das Pfund, und ihrer zweiundvierzig und ein halbes hatten wir, machte einen Erlös von fünf Franken und zehn Rappen.

Mit schmunzelndem Behagen strich Bäse Ursula das blanke Fünffrankenstück und den Zehner ein.

Und als Nachteffen leisteten wir uns einen Freudenschmaus: Suppe, Schinkeneier und grünen Salat, und eine Süßigkeit zum Nachtsisch.

Kein Geseufz und keine Klagen hört' ich mehr in den wenigen Tagen, die mir noch bei der Bäse vergönnt waren. Gelassen und gütig hantierte und wirtschaftete sie von früh bis spät und nur darauf bedacht, wie sie mir den Aufenthalt unter ihrem Dach schön und freundlich gestalten könne.

Und als ich abreiste, begleitete sie mich zum Bahnhof, weinte beim Abschied die hellen Tränen und sprach: "So leb denn wohl, Albert, Gott behüte dich. Es ist nun bestimmt das letzte Mal gewesen."

Ich aber schwang ihr bei der Abfahrt freudig den Hut aus dem Wagenfenster: "Lebt wohl, Bäse Ursula! Und auf ein frohes Wiedersehen im nächsten Jahr!"

Waldbögelein.

Waldbögelein, kleines,
Ist's Lust oder Schmerz?
Das schmettert und schmettert,
Dir springt noch das Herz!

Waldbögelein, kleines,
Ach, könnt ich's wie du,
Ich fänge die Schmerzen
Und Lüfte zur Ruh!

Rud. Hägni.